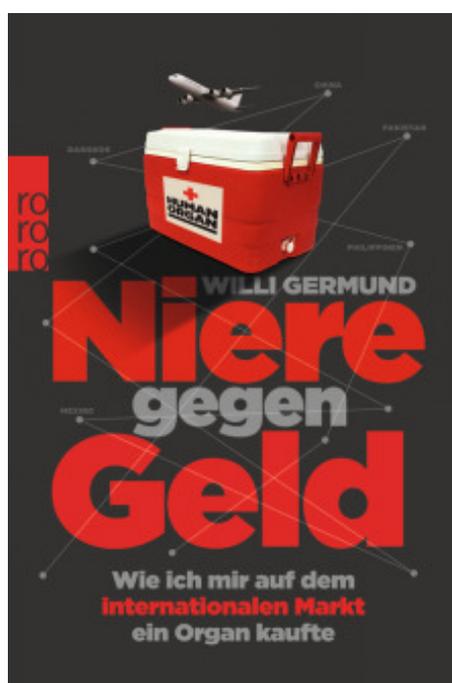


Leseprobe aus:

**Willi GERMUND**

# **Niere gegen Geld**



**WILLI GERMUND**

# **Niere gegen Geld**

**Wie ich mir auf dem  
internationalen Markt  
ein Organ kaufte**

**Rowohlt Taschenbuch Verlag**

Originalausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,

Reinbek bei Hamburg, Februar 2015

Copyright © 2015 by Rowohlt Verlag GmbH,

Reinbek bei Hamburg

Gesetzt aus der Hoefler Text bei Dörlemann Satz, Lemförde

Umschlaggestaltung ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung FinePic, München

Druck und Bindung CPI books GmbH,

Leck, Germany

ISBN 978 3 499 61745 4

«Für einen Sterbenden ist es keine schwierige Entscheidung, denn er weiß, er ist am Ende. Wenn ein Löwe Sie zum Ufer eines Flusses voller Krokodile treibt, werden Sie mit der Überzeugung ins Wasser springen, dass Sie eine Chance haben, die andere Seite des Flusses lebend zu erreichen.»

**Dr. Christiaan Barnard im Jahr 1967, nachdem er in Kapstadt erstmals ein menschliches Herz transplantiert hatte**



## **INHALT**

Vorwort	9
«Du bekommst eine richtig gute Niere von mir.»	11
Schlechte Karten	33
VIP-Suite im Polizeihospital	52
Guangzhou, ich komme doch nicht	72
Ende der Galgenfrist	89
Das erste Mal	107
Der Stachel des Misstrauens	122
Nieren-Safari	142
Seltene Begegnung	161
Ich bin wieder da!	177
Nachwort	195
Dank	202



## Vorwort

Dieses Buch soll keine Provokation sein. Es stellt gewiss keine Rechtfertigung für meinen Entschluss dar, mir eine neue Niere zu kaufen. Es ist aber auch keine Anleitung, wie man sich auf dem internationalen Organmarkt eine Niere, ein Herz oder gar eine Lunge besorgen kann. Deshalb habe ich fast alle Namen verändert.

Ich versuche mit diesem Buch in erster Linie, ungeschminkt die subjektive Sicht eines Betroffenen darzustellen. Es gibt unzählige und beeindruckende Dokumentationen in Wort, Bild und Film über den Organhandel und über die Menschen, die eine ihrer Nieren verkaufen. Diesen Schwarzmarkt gibt es weltweit, und er hat sich in den vergangenen Jahren allen gesetzlichen und internationalen Maßnahmen zum Trotz sprunghaft entwickelt.

Der Schriftsteller David Wagner beschreibt in seinem wunderbaren und eindrücklichen Buch «Leben» die Erfahrungen, die er in seinem Leben vor, während und nach seiner Lebertransplantation machte. Es gibt, wenn überhaupt, nur wenige Beschreibungen aus der Sicht von Kranken, die ein Organ benötigten und sich auf dem Schwarzmarkt umgesehen haben. Schätzungen zufolge liegt ihre Zahl jährlich weltweit allein bei Nieren bei über 75 000 Patienten. Fast alle verstecken sich verständlicherweise und sprechen nicht gerne über die Herkunft ihrer transplantierten Organe.

Ich bin bestens mit den vielen moralischen und legalen Einwänden vertraut, die gegen den kommerziellen Transplantationsmarkt erhoben werden. Ich habe sie auch lange selbst geteilt. Während meiner Krankheit stellte ich fest, in welchem atemberaubendem Tempo diese Vorbehalte an Bedeutung verloren. Ich bewundere jeden Patienten, der über die Stärke verfügt, seinen Namen auf eine Liste setzen zu lassen, jahrelang zu warten und die Hoffnung zu bewahren. Die Versuchung, sich fatalistisch seinem Schicksal zu ergeben und der Dinge zu harren, ist immens. Ich hätte wahrscheinlich nicht genug Kraft besessen, um die Ungewissheit zu ertragen, ob sich rechtzeitig eine Spenderniere findet.

Seit dem Eingriff geht es mir gesundheitlich gut. So gut, dass ich ohne die Beule in meiner Leiste, unter der die fremde Niere sitzt, manchmal vergessen würde, wieso ich so normal leben kann. Ich wünsche diese Erfahrung jedem Kranken, der ein fremdes Organ benötigt – und ich hoffe, dass die Organspendebereitschaft trotz aller Kontroversen steigt.

## **«Du bekommst eine richtig gute Niere von mir.»**

Ich sterbe seit rund sechs Monaten. Es geht zwar im Schneckentempo abwärts, aber deutlich spürbar. Langsam neigt sich auch meine Geduld dem Ende zu, denn der schleichende Tod ist abwendbar. Vor einem halben Jahr haben meine Nieren nach Jahren der stetigen Verschlechterung vollständig ihre Funktion eingebüßt. Seitdem muss ich mich dreimal pro Woche einer Dialyse unterziehen. Die Maschine wäscht das Blut von Menschen, deren Nieren nicht mehr funktionieren. Sie hält mich am Leben und zerstört gleichzeitig langsam, aber sicher meinen Körper.

Als ich an diesem späten Montagvormittag mitten im Hochsommer in einer nordmexikanischen Stadt aus dem Dialysezentrum in die grelle Wüstensonne hinaustrete und mir eilig einen breitkrempigen Hut auf den Kopf setze, bin ich zum ersten Mal seit Monaten nicht ungeduldig. Ich habe während der vergangenen vier Stunden bei der Behandlung zwar wieder ein paar Nervenfunktionen eingebüßt, aber zum ersten Mal in rund sechs Monaten kann die übliche Erschöpfung nach der Blutwäsche meiner guten Laune nichts anhaben. Stattdessen tobt in meinem Innern ein Chaos aus Vorfreude, unbestimmter Nervosität, Furcht und banger Erwartung.

Vor allem schwelge ich in Emotionen, die ich seit meinem Nierenversagen nicht mehr kenne: Ich fühle mich wie ein Glückspilz. Dabei habe ich mich gerade erst voller Verlegenheit aus dem Behandlungszentrum mit dem freundlichen Personal und den netten mexikanischen Patienten gestohlen. «Verabschiedet euch von Willi», verkündet plötzlich und ohne mich zu fragen, die Leiterin des Zentrums, als sie die Verbindungskanülen zwischen mir und der Dialysemaschine trennt. «Wünscht ihm viel Glück, denn heute ist er wahrscheinlich zum letzten Mal bei uns zu Besuch. Er soll morgen eine neue Niere erhalten.» Es ist mir peinlich und unangenehm, dass meine Leidensgenossen auf diese Weise von meinem Plan erfahren. Schließlich bin ich der Glückliche, der dem schleichenden Tod entkommt, zu dem sie dank der Dialysebehandlung und mangels Spenderniere zumindest vorerst verurteilt bleiben – falls bei meiner geplanten Operation alles gutgeht.

Außer mir ist keine Menschenseele auf den Straßen dieses Ortes voller Spielkasinos, gigantischer Supermärkte mit riesigen Parkplätzen und einer Unzahl von medizinischen Kliniken zu sehen. Der Sommer in der nordmexikanischen Wüste eignet sich nicht für Spaziergänge kurz vor der Mittagszeit. Der Asphalt scheint zu kochen, jeder Schweißtropfen verdunstet sofort auf der Haut.

Ein paar hundert Meter entfernt erhebt sich das meterhohe, hässliche und verrostete Monstrum aus Stahl, mit dem die USA sich von Lateinamerika abschirmen. Die düstere Barriere trennt den amerikanischen Kontinent in den wohlhabenden Norden und die ärmlichere Region des Südens. Dank der zahllosen, oft namenlosen Kreuze auf der

mexikanischen Seite wirkt die Stahlwand wie der Todesstreifen, den Deutschland im Jahr 1989 endlich abschaffen konnte.

Trotz der gemeinen Abweisung durch den Norden haben Lateinamerikaner jahrelang fast alles unternommen, um diese stählerne Hürde zu überwinden. Für viele US-Bürger, die sich die hohen Kosten einer medizinischen Behandlung nicht leisten können oder wollen, hat diese Grenze einen großen Vorzug: Mexikos Ärzte kurieren und operieren für weitaus weniger Geld als ihre Kollegen im Norden. Deshalb strömen US-Amerikaner zu Tausenden über die Grenze in den Norden Mexikos, um sich dort trotz gewalttätigem Drogenkrieg für vergleichsweise niedrige Honorare behandeln zu lassen. Die Ärzte südlich des Rio Grande schneiden auch im Preisvergleich mit Europa besser ab, wie die verknüllte, handgeschriebene Rechnung in meiner Hosentasche beweist. Ich habe nur einen Bruchteil der Summe bezahlt, die ich in Deutschland für eine Dialyse auf den Tisch legen müsste.

Vor vier Stunden war ich mit meiner Flasche Wasser, ein paar belegten Broten und einem Buch im Behandlungszentrum angekommen, in dem ich seit meiner Ankunft in Mexiko gezwungenermaßen alle zwei Tage zu Gast war – heute zum letzten Mal, wenn alles nach Plan geht. Vor ein paar Wochen hätte ich dank der Dialyse nur eine paar Tage länger überlebt. Heute wurde mein Körper entgiftet, damit auch noch 24 Stunden später nicht zu viel Schmutz in meinen Adern herumschwimmt – denn morgen früh, so ließ mir mein mexikanischer Chirurg aus einem nahegelegenen Privatkrankenhaus ausrichten, soll es so weit sein.

Ich werde eine fremde Niere erhalten.

Ich, der vergleichsweise betuchte Europäer, habe einem jungen Afrikaner Geld für eine seiner gesunden Nieren bezahlt. Ich bin die wandelnde Inkarnation des kranken Patienten, der sich auf dem florierenden, aber weltweit geächteten, gesetzlich regulierten und von vielen als verwerflich betrachteten Organmarkt eine Zukunft gekauft hat. Ab Dienstagnachmittag werde ich, wenn die Operation wie geplant verläuft, wieder die Chance haben, ein «fast normales Leben zu führen», wie mir einer der vielen, während der vergangenen Monate von mir konsultierten Spezialisten versprochen hatte.

Von einem solchen normalen Leben ist kaum etwas übrig geblieben, seit vor etwas mehr als sechs Monaten meine beiden Nieren wegen eines genetischen Defekts endgültig ihren Dienst quittiert hatten. Seitdem diktiert die Dialysemaschine meinen Alltag.

Da meine Nieren keine verbrauchten Nährstoffe mehr ausscheiden, sammeln sich Flüssigkeit und Schadstoffe im Körper. Ich vergifte mich quasi selbst. Alle zwei, spätestens alle drei Tage muss mein Blut deshalb mit Hilfe der sogenannten Dialyse sprichwörtlich ausgewaschen werden. Ob zu Hause oder unterwegs: Seit sechs Monaten bildet die Blutwäsche den neuen Mittelpunkt meines Lebens. Ich ordne meine Verabredungen dem Behandlungsstundenplan unter. Bestellungen in Restaurants müssen mit meinem Diätplan abgestimmt werden, den mir Ärzte mit einem Sammelsurium von Medikamenten in die Hände gedrückt haben.

Oberhalb meines rechten Schlüsselbeins ragen zwei

schmale Plastikschläuche aus meinem Hals, die ein bis zwei Zentimeter über meiner Brustwarze enden. Zehn Zentimeter der biegsamen Kanülen stecken jeweils in einer Vene und einer Arterie im Körper. Sie reichen fast bis ins Herz. Die äußeren Enden der schmalen Schläuche sind sorgsam in Mull und steriles Plastik verpackt auf meinem Brustkorb festgeklebt, wenn ich nicht an der für mich überlebenswichtigen Maschine hänge.

Die Ärzte haben sich mit diesen provisorischen «Tankstutzen» zufriedengegeben, weil ich darauf bestand. Schon vor dem ersten Dialysetermin verkündete ich ihnen, dass ich bald per Transplantation eine fremde Niere erhalten würde. Normalerweise wird Patienten ein «Shunt», ein spezieller Gefäßzugang, am rechten oder linken Unterarm gelegt, ein permanenter Anschluss, an den bei jeder Blutwäsche die Maschine angedockt werden kann. Die provisorische Übergangslösung, die aus meiner Halsbeuge baumelt, birgt das Risiko vieler Komplikationen.

Shunt und hervorstehende Kanülen haben ohnehin viele Tücken. Im Laufe der Zeit können sie verstopfen, die direkt mit Adern verbundenen Öffnungen können Infektionen direkt ins Blut befördern. Deshalb ist strenge Hygiene rund um die Kanülen das höchste Gebot. Es gilt eine eiserne Regel, die irgendwann fast jeden Dialysepatienten nervt: Der Waschlappen ersetzt das Vollbad. Man darf sich weder baden noch duschen, damit keine Feuchtigkeit an die Öffnungen zum Körperinneren gerät. Krankenschwestern reinigen die unmittelbare Umgebung der «Tankstutzen» mit Alkohol.

Selbst wenn es keine anderen Einschränkungen im

Leben mit der Dialyse gäbe: Das Badeverbot genügt, um mich schier in den Wahnsinn zu treiben. Die Haut juckt unter dem Mullverband, und der Waschlappen spendet keine Labsal. Er provoziert Wutanfälle. Die Sehnsucht nach einem Vollbad gerät schnell zur Besessenheit.

Nur der ewige Durst und die unersättliche Gier nach kalten Getränken übertrifft den Ingrim über das Badeverbot. «Maximal zwei Liter Flüssigkeit pro Tag», lautet die Anweisung der Mediziner. Das klingt erst mal nicht nach mühevoller Einschränkung. Ich habe zwei volle Literflaschen mit Mineralwasser vor Augen. Es stellt sich schnell heraus, dass diese Rechnung nicht funktioniert. Jeder Tropfen zählt. Suppen landen deshalb als Erstes auf der Liste verbotener Speisen. Gemüse und gekochte Kartoffeln füllen das Zwei-Liter-Maximum schneller, als Nierenpatienten lieb sein kann. Da helfen nur gelegentliche Eiswürfel und viele saure, dünn geschnittene Zitronenscheiben, um den allgegenwärtigen Durst zu beherrschen.

Der Grund für das strikte Regiment: Nierenversagen bedeutet, dass fast kein Urin mehr ausgeschieden wird. Jeder Tropfen muss deshalb auf andere Weise aus dem Körper gesaugt werden. Das ist einer der Prozesse, die während der drei bis vier Stunden langen Blutwäsche ablaufen. Der Entzug von zwei bis vier Kilogramm Körperflüssigkeit stellt wiederum eine schwere Belastung des Kreislaufs dar. Andererseits hängt die Menge von der Flüssigkeitsaufnahme während der Tage zuvor ab. Wer zu viel hat, geht mit Wasser im Leib wieder nach Hause. Flüssigkeit samt Schadstoffe im Körper müssen bei der nächsten Dialyse entsorgt werden, wenn der gesamte Blutkreislauf wieder durch die Filter-

membrane der Dialysemaschine geleitet wird. Außerdem sammelt sich die Flüssigkeit in Füßen und Beinen und beschädigt dort die Nerven.

Die Blutwäsche verhindert, dass der Körper vergiftet wird. Sie verlängert Leben. Aber die Dialyse ist eine Maschine und keine Niere. Sie zerstört gleichzeitig in minimalen, aber kontinuierlichen Schritten den Körper. Als Erstes leiden die Nerven. Das Sexualleben endet schnell, weil dank der Dialyse die Reiznerven absterben. Je mehr Dialysesitzungen ein Nierenkranker absolviert, umso stärker und umso spürbarer werden die gesundheitlichen Nebenwirkungen.

Außerdem kann die Blutwäsche manche Stoffe nicht entfernen. Das Wort Kalium verfolgt Dialysepatienten auf Schritt und Tritt. Frisches Obst und Salate stehen ganz oben auf der Tabuliste, auf der neben Schokolade und Nüssen sogar gesundes Vollkornbrot aufgeführt wird. Nicht einmal frische Avocados und Tomaten sind erlaubt, weil sie zu viel Kalium enthalten, das die Filter der Blutwäsche nicht sieben können.

Dialysepatienten werden gezwungenermaßen zu Freunden englischer Küche mit ihren bis zur Geschmacklosigkeit zerkochten Mahlzeiten. Denn Kalium verschwindet beim Kochen. Das auch Potassium genannte Element vergrößert in Überdosis das Risiko von Herzinfarkten und ist deshalb verboten. Im Klartext: Nein zu Bananen. Manche Broschüren empfehlen deshalb, auf Konservenkost umzusteigen. Der Nachteil: Obst aus der Konserve ist sehr süß.

Dieses Labyrinth von Diätregeln, diese ewige Quälerei soll morgen früh beendet werden. Noch 20 Stunden, und

dann gehören ungestillter Appetit, nagender Durst und strenge Diätregeln wieder der Vergangenheit an. Einen Tag noch, und ich muss mir das gleichförmige Saugen der Dialysepumpen, das mich selbst in meinen Träumen verfolgt, nicht mehr anhören. Sechs Monate habe ich diesen bedrückenden Kreislauf miterlebt. Stunden der Erschöpfung, gefolgt von einem fast normalen Tag, an dessen Ende die Symptome des Nierenversagens meine Leistungsfähigkeit wieder deutlich mindern. Ich kann es kaum erwarten, auch wenn es letzten Endes um Leben und Tod geht. Eine mehrstündige Operation ist keine Nebensache.

Dabei habe ich im Behandlungszentrum in einer Seitenstraße dieser mexikanischen Stadt meine schönsten Dialysestunden verbracht. In dem Raum, in dem sechs Blutwäschemaschinen neben gepolsterten Liegesesseln aufgereiht sind, habe ich fast so schnell Bekanntschaften geschlossen wie sonst an einer Biertheke in Köln. Mexikaner sind lebenslustige und aufgeschlossene Menschen, und das gilt auch für meine Leidensgenossen.

Die bestens eingerichtete Blutwäscheabteilung in meiner Wahlheimat Bangkok hält dagegen keinen Vergleich aus. Das Krankenhauspersonal in dem thailändischen Königreich gibt sich alle erdenkliche Mühe, aber die anderen Patienten sind fast alle so gebrechlich, das meine Laune bei jedem Termin in den Keller sackt. Schließlich liegt in den anderen Betten sozusagen meine Zukunft: siechende Menschen, die nach Jahren der Dialyse mehr und mehr verfallen. Kaum einer von ihnen zeigt noch einen Funken Lebensfreude.

Weltweit, so scheint es, folgt das Personal von Dia-

lysezentren der gleichen Devise: Munter wirken, fröhlich bleiben und es Patienten möglichst bequem machen. In Deutschland schafft es das Personal nach meinen Erfahrungen selten, die missmutige Stimmung nörgelnder Patienten zu verbessern. Stattdessen gibt es ewigen und sehr deutschen Streit: So wie deutsche Urlauber in der ganzen Welt berücksichtigt sind, weil sie in aller Frühe schlaftrunken mit Handtüchern an die Swimmingpools schlurfen und ihre Lieblingsliegen reservieren, beanspruchen manche Dialysepatienten in deutschen Kliniken die Hoheit über die Fernsehfernbedienung. Prompt gibt es Ärger wegen des Programms.

Dagegen herrscht hier in Mexiko eine geradezu erholende Atmosphäre. Der Rechtsanwalt, ein lebhafter Mittdreißiger, gibt die neuesten Anekdoten aus seinem Berufsalltag zum Besten. Eine pensionierte Lehrerin redet am liebsten über den neuesten Klatsch aus der Stadtverwaltung. Ein etwas fülliger junger Mexikaner, der während der stundenlangen Behandlung vorzugsweise Filme auf seinem Tablet-PC schaut, träumt nicht etwa davon, die Handvoll Kilometer über den Rio Grande bis zum großen Nachbarn USA zu bewältigen. Er will lieber endlich mal die Hauptstadt Mexiko-Stadt besuchen.

Und dann gibt es die neuesten Kuriositäten und tragischen Anekdoten vom eisernen Grenzzaun. Die vielen Kreuze, die an dem rund eineinhalb Stockwerke hohen Ungetüm hängen, erzählen schließlich von den vielen Menschen, die ihr Glück suchten und den Tod fanden. Sie waren sozusagen Verwandte im Geiste, schließlich suche ich hier ebenfalls mein Glück. Ich riskiere mein Leben, um dem schleichenden Verfall zu entkommen.